

Michael Schumann

## Ludwig von Friedeburg: Wissenschaftler und Politiker

Zur Verabschiedung von Ludwig v. Friedeburg, nach 35 Jahren Arbeit im und für das Frankfurter Institut für Sozialforschung, sprechen zu dürfen, empfinde ich als ganz besondere Ehre. Aber ich will meine Befangenheit dabei nicht leugnen.

Lebensgeschichtlich eingestanzte Spuren haben oft dauerhaften Bestand. Wissen Sie noch, lieber Herr von Friedeburg, wie ich mir 1959 als junger Student bei Ihnen eine Auszeit für SDS-Arbeit geben ließ und Sie nach meinem Alter fragten? Als Sie es hörten, fuhren Sie in der für Sie typischen Art halb spontan, halb geschauspielert aus dem Sessel hoch und erwiderten: „Was, erst 22 Jahre, da bin ich ja schon ein alter Mann!“ Das relativiert sich nach mehr als 40 Jahren! Aber Sie waren eben auch einer meiner Lehrer und Mitglied des Institutsestablishments. Sicher, was bei Adorno oft schwer fiel, machten Sie uns leicht: spontane Kontakte, ungesicherte Nachfragen. Und als wir 20 Jahre später, von Institutsdirektor zu Institutsdirektor, oft nicht nur viele gemeinsame Arbeitsfragen – wie Sorgen – besprachen, sondern Sie, der eigentlich als nüchterner, kühler Rationalist gilt, mir bei meinen Gesundheitsproblemen besonders warmen, einfühlsamen Zuspruch gaben, da ist viel Nähe entstanden. Aber die in frühen Jahren aus einer Mischung von Respekt und Hochachtung erwachsene Distanz wirkt nach. Denn: ich spreche heute auch zu meiner Instituts-Vätergeneration.

Ich sehe hier in Absprache mit Claus Offe meine Aufgabe darin, den Berufs- und Lebensweg von Friedeburg nachzuzeichnen und damit den Hintergrund für seine politische und wissenschaftliche Leistung auszu-leuchten. Dabei geht es mir vor allem darum, seine ganz besondere Beziehung zum Institut deutlich zu machen. Aber es sollte auch erkennbar werden: ich spreche bei Friedeburg über einen Lebensweg, der exemplarisch ein

Stück deutsche Geschichte beschreibt und deswegen in deren Buch gehört. Friedeburg, in Herkunft und eigenem Handeln noch mit den dunklen Kapiteln unserer Geschichte verwoben, wird dann selbst zu einem wichtigen Gestalter des demokratischen Deutschland. Er steht mit seinem Lebenswerk als Wissenschaftler und Politiker für eine an der Überwindung gesellschaftlicher Ungleichheit und Ungerechtigkeit verpflichteten zivilgesellschaftlichen Perspektive. In seinem Selbstverständnis als radikaler Aufklärer hat er sich weder in politischen noch in wissenschaftlichen Kontroversen je irritieren lassen. Die Verarbeitung der Brüche in seinem Lebensweg erscheinen mir beispielhaft.

Wer diesen Weg von Friedeburg begreifen will, darf seine Erzählung nicht erst bei der Zeit des Studiums anfangen lassen, obwohl Sie selbst es lange Zeit so wollten. Allenfalls besser Informierte wussten darüber hinaus: Sohn von Hans-Georg von Friedeburg, in der letzten Phase des Krieges Generaladmiral und Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, der für die untergehende Wehrmacht des NS-Regimes die Kapitulation am 7. Mai 1945 unterschrieb und anschließend aus dem Leben schied. Über Sie selbst ist bekannt, dass Sie Seeoffizier und am Ende des Krieges jüngster U-Boot-Frontkommandant waren.

Doch hinter diesen so knapp benennbaren Sachverhalten verbirgt sich ein außerordentlich wichtiger Abschnitt Ihres Lebens, der für Ihre weitere Entwicklung prägenden Einfluss nahm.

Mit Ihrer Rede zur Eröffnung der Ausstellung „Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944“ in Kiel am 07.01.1999, sind Sie einen ersten Schritt gegangen, den Vorhang vor dieser Zeit selbst aufzuziehen. Sie sagten dort:

„Aufgewachsen in einer deutsch-nationalen Familie, die dann nationalsozialistisch wurde, lernte ich von früh an wegzusehen. So bei dem Progrim im November 1938 hier in Kiel, wie dann bei der Wehrmacht. Aus eigener Erfahrung weiß ich, wie schwer es ist, sich die Erinnerung an das, was man miterlebt hat, einzugestehen und mit anderen darüber zu sprechen; es nicht wegzuschieben, sondern sich zu fragen, warum man damals nicht anders gehandelt hat. Ich habe Jahrzehnte gebraucht und komme doch immer wieder in die Versuchung, verharmlosende Erklärungen zu finden.“

Ich werde bei meiner Erzählung des Lebens- und Berufswegs von Friedeburg sieben Phasen unterscheiden: 1. Elternhaus; 2. Schul- und Kriegszeit; 3. Die Nachkriegsjahre mit Studium und erste Forschungserfahrung; 4. Frankfurter Institut 1: Forscher; 5. Hochschullehrer in Berlin und Frankfurt; 6. Hessischer Kultusminister; 7. Frankfurter Institut 2: geschäftsführender Direktor.

## 1. Elternhaus

Der Vater von Friedeburg stammt aus einer badischen Offiziersfamilie. Er selbst diente bei der kaiserlichen Marine und kam im Ersten Weltkrieg zu den U-Booten. Bei Kriegsende war er Leutnant zur See und mit 23 Jahren fast gleich alt wie sein Sohn 1945. Aus den Unterlagen kann man annehmen: der verlorene Krieg, der Zusammenbruch des Kaiserreichs, die Novemberrevolution und der Ausruf der Republik wurden von ihm als Katastrophe und Anschlag auf die alte Ordnung interpretiert. Der 9. November 1918 stand ihm für nationales Elend, persönlichen Niedergang und auch materielle Sorgen. Die sogenannten „Novemberlinge“ galten ihm als Schande der Marine. Nur durch die Dolchstoßlegende konnte die Niederlage plausibel erklärt werden.

Diese Niedergangserfahrung hat ihn, soweit es sich rekonstruieren lässt, nicht verunsichert und zur Neuorientierung geführt, sondern die alten Haltungen eher stabilisiert und verschwörungstheoretische Erklärungen gefördert. Hitler und das NS-Regime versprachen Rehabilitierung: beruflich ökonomisch ebenso wie ideologisch, das heißt eine wieder mögliche Militärr Karriere und damit verbundenen materiellen Aufstieg. Und das heißt: das in der damaligen Sprache so genannte „Schanddiktat von Versailles“ würde ungeschehen gemacht werden. Dann kam 1945. Wieder den Krieg verloren zu haben, selbst noch die Kapitulation unterschreiben zu müssen, wird vom Vater im Ehrverständnis der Offiziersrolle beantwortet: Ein Kommandant verlässt nicht sein sinkendes Schiff. Der bei Frau und Sohn angekündigte Freitod erscheint so konsequent.

Sein zum Kriegsende 1945 21-jähriger Sohn, ebenfalls Kommandant, handelt anders. Er versenkt nach der Kapitulation noch sein letztes U-Boot, geht von Bord, nimmt den Zusammenbruch als Chance für einen grundlegenden Neubeginn in seinem Leben.

Kennzeichnend für die Familiensituation im Elternhaus von Friedeburg waren, marinebedingt, lange Abwesenheitszeiten des Vaters. Friedeburg bezeichnet die Beziehung zu seinem Vater – der nach Dokumenten ein lebensoffener, „vollkommener Gentleman“ war –, als von Achtung, Vertrauen und Liebe bestimmt. Politik bleibt aus den Gesprächen eher ausgeklammert. Die Hauptlast der Erziehung liegt bei der Mutter. Frau von Friedeburg, geborene von Harlem, stammt aus einer ursprünglich wohlhabenden, dann aber durch Krankheitsfälle finanziell in Bedrängnis geratenen Familie. Das heißt,

die Friedeburgs leben in der Weimarer Zeit und auch noch zu Beginn des Nazi-Regimes von einem recht bescheidenen Offiziersgehalt. Da auf standesbewusste Etikette größter Wert gelegt wird, ist sparsamste Haushaltsführung nötig.

## 2. Schul- und Kriegszeit

Zur Tradition gehörte eine am Oberschichtverhalten orientierte Schulbildung: private Vorschule statt Volksschule und altsprachlich humanistisches Gymnasium. Mit zwölf Jahren tritt Friedeburg in die Marine-Hitlerjugend ein und steigt hier bis zum Scharführer auf. Sein Berufswunsch ist zunächst, vom Vater respektiert, Chemiker. Doch Friedeburg verändert dieses Ziel und meldet sich 1940 freiwillig zur Marine. Im Krieg sieht er in der Offiziersposition Vorteile. Im April 1941 beginnt, jetzt gerade 16-jährig, seine Rekruten- und danach Offiziersausbildung, die er nach einem Jahr als bester einer Crew von 1.000 Teilnehmern abschließt. Obwohl in der eigenen Erinnerung weder in den Schulen noch in der Hitlerjugend und in der Marineausbildung ausdrücklich politisch indoktriniert, hat ihn das System fest im Griff: 1942 im Berliner Sportpalast, als Hitler sein Szenario der Weltbeherrschung vorstellt, brüllt Friedeburg zusammen mit den übrigen frisch gekürten Leutnants begeistert „Heil, Heil, Heil“ und fürchtet vor allem eines: Hoffentlich ist die Sache nicht vorbei, ehe ich dabei bin.

Sie war nicht vorbei. Friedeburg gehört zu den so genannten „Stalingrad-Jahrgängen“ (1921-1926), die in der zweiten Kriegshälfte an allen Fronten im Einsatz waren. Er erlebte Krieg mit Todesgefahren und entsprechenden Ängsten. Er hat davon nie berichtet und verzichtete auf jedwede heroische Deutung. Stoff für Mythen hätte er nicht erfinden müssen. Im Herbst 1944 überführte er als Kommandant in einer 39-tägigen Fahrt ein U-Boot von Lorient nach Flensburg. Mit einer Mannschaft, die zum Teil aus Gefängnissen rekrutiert werden musste, nicht eingespielt und voll Misstrauen gegen den jüngeren, unerfahrenen Kapitän war. In der Literatur zum U-Boot-Krieg heißt es: Friedeburg gelingt eine „qualvolle“, letztlich aber erfolgreiche Überführung. Honoriert wird sie mit dem Eisernen Kreuz erster Klasse.

Ab Februar 1945 musste Friedeburg dann in Kiel in der allerletzten Kriegsphase beim Bau eines U-Boots sowohl die einzuschulende Besatzung wie die produzierende Werftbelegschaft zusammenhalten.

In seiner Offiziersrolle bildete Friedeburg Fähigkeiten aus, die sich, wie immer modifiziert, bei der Ausübung seiner späteren Berufsrollen wiederfinden: hohe Verantwortungsbereitschaft und Pflichterfüllung; Härte, auch gegen sich selbst; dabei stets Fairness; großes Durchsetzungsvermögen und nimmermüde Schaffenskraft. Eine besondere, gerade für die beschriebenen Kommandantenaufgaben wichtige Fähigkeit von ihm ist, ein Team zu begeistern und zu hoher Leistung zu stimulieren. Die für ihn typische volle Identifikation mit der Aufgabe und vielleicht auch ein wenig ein Sendungsbewusstsein erleichtern ihm dies.

## 3. Nachkriegsjahre: Studium, erste Forschungserfahrung

Was bleibt da am 7. Mai 1945? Was bleibt für einen Offizier der Marine, der bis in die letzten Tage des Krieges seine Systemtreue behält und Felix Dahns „Wir tragen keinen König mehr, wir tragen einen Toten“ als Maxime begreift, nach der er seine Mannschaft auf die Legende vom deutschen Soldaten einzuschwören hat?

Was bleibt da? Der unwiederbringliche Verlust einer unbeschwerten Jugend? Ja. Das allzu frühe Einüben in eine durch extreme Verantwortung bestimmte Erwachsenenrolle? Gewiss. Eine völlig zusammengebrochene, plötzlich aufgelöste Welt? Nein.

Für Friedeburg beginnt vor allem ein neuer Alltag: statt Gefangenschaft wird er von einem britischen Minensuchboot angeheuert und bleibt für zwei Jahre bis 1947 in seinem Marine-Berufsmilieu. Eine offenkundig wichtige, die Radikalität des Umbruchs abfedernde Übergangsphase. Sie ließ Zeit, bei Hafenaufenthalten Vorträge und Konzerte zu hören, sich auf das geplante Studium vorzubereiten und vor allem nun auch zu lesen: neue und alte Literatur, aber eben auch zum ersten Mal „Mein Kampf“.

Es schließt sich ein Studium in Kiel und Freiburg an, zunächst in Naturwissenschaften, dann in Soziologie, Philosophie und vor allem Psychologie. Gerade dieses Fach bot mit seinen Studien über das Massenverhalten erste Erklärungen für eigene NS-Erfahrungen. Neben dem Studium waren besonders Vorträge und Gespräche am so genannten „Salzburg Seminar in American Studies“ wichtig, erstmals auch Kontakte mit ausländischen, vor allem amerikanischen Wissenschaftlern. In diese Zeit fallen Waldspaziergänge mit Heidegger. Die Gespräche enttäuschten Friedeburg aber eher. Die Inhalte

erschieden ihm erstaunlich rückwärts gewandt mit für Friedeburg erkennbar reaktionären Positionen.

In dieser Zeit kommt es auch zu einem mehrmonatigen Praktikum im Frankfurter Institut für Sozialforschung und dabei zu einem ersten Kennenlernen von Adorno.

Es folgt im Jahre 1951 der Abschluss in Psychologie, zunächst das Diplom, dann 1952 der Dr. phil. über „Die Umfrage als Instrument der Sozialwissenschaften“. Die erste Anstellung von Friedeburg ist von 1951 bis 1954 am Institut für Demoskopie in Allensbach. Hier gewinnt Friedeburg breite Erfahrung in Feldforschung und die *skills* eines auch die neuesten amerikanischen Verfahren beherrschenden Methodenfachmanns.

Anders als beim Vater nach dem Ersten Weltkrieg wurden bei ihm die alten Werte durch die Zusammenbruchserfahrung nicht stabilisiert, sondern destruiert. Die in den späten vierziger und dann fünfziger Jahren offenkundig gerade in der Marine nicht einflusslosen Parolen von Karl Dönitz, der das „Noch mal, jetzt aber besser“ in Analogie zur Verarbeitung des Ersten Weltkriegs ausgab, hatten bei Friedeburg keine Chance.

Hier setzen für mich Fragen ein, die ich nicht beantworten kann. Woher kommen bei Friedeburg die Impulse und Kräfte, mit der Familientradition zu brechen und jene Offenheit zu gewinnen, die Helmut Plessner als charakteristisch für die erste Studentengeneration der Soziologie nach dem Krieg betont hat? Ich kann es nicht erklären. Das Ende des NS-Systems wurde von ihm unbeschönigt erkannt. Es ging ihm in dieser Phase vor allem um genauere Kenntnisse über diese Zeit: über die Verbrechen der Nazis an den Juden, Polen, Russen; über die völlige Zerstörung Deutschlands durch den Krieg bis zur letzten Minute; über die weitgehende Isolation Deutschlands in der Völkerfamilie; über die KZ-Wirklichkeit.

Diese neuen Einsichten sprengten alle früheren Denkmuster. Dabei war Friedeburg offenkundig nie in Gefahr, aus Sicherheitsbedürfnis die unaufgearbeiteten Angsterfahrungen und die neuen Orientierungsprobleme mit Überanpassung zu verdecken. Aber noch gab es keine überzeugenden Antworten, die in die Zukunft wiesen und Alternativen boten zur zerstörten Welt der Träume und Ideale. Neue Fixpunkte und Werte, etwa durch die Kirchen, die Arbeiterbewegung oder die alte Widerstandsbewegung scheinen für Friedeburg, zumindest als geschlossene Systeme, zunächst keine entscheidende, sein Verhalten prägende und seine Einstellungen sichernde Rolle gespielt zu haben.

#### 4. Frankfurter Institut 1: Forscher

Diese Offenheit kennzeichnete Friedeburg, als er 1954 ins Frankfurter Institut für Sozialforschung eintrat. Zunächst ging es nur um die Bewältigung eines sehr konkreten Auftrages: Das alte Team der Mannesmann-Studie, auf der, weil es sich dabei um eine politisch brisante Auftragsforschung handelte, viel Außenaufmerksamkeit lag, war bei der Fertigstellung ins Trudeln geraten. Friedeburg, unterstützt von Manfred Teschner und Friedrich Weltz, sollte den Retter in der Not spielen. Es gelang ihm offenkundig sehr überzeugend. Weltz berichtet, dass die Analogie der Rollenwahrnehmung des Projektleiters zum U-Boot-Kommandanten in Not unverkennbar gewesen sei. Den erfolgreichen Abschluss der Studie honorierten Horkheimer und Adorno mit einer Abteilungsleiterstelle für Empirie am Institut. Friedeburg übernahm die Stelle – unter Verzicht auf ein bewilligtes Rockefeller-Stipendium zum Besuch der USA.

Man mag diesen Schritt sehr pragmatisch interpretieren: gerade für die damaligen Verhältnisse war das der schnelle Aufstieg eines 31-Jährigen. Auch eine Habilitation stand in Aussicht. In meinem Friedeburg-Verständnis reicht das zur Erklärung aber nicht aus. Eine Entscheidung für das Institut hieß damals allemal, sich offen als Linker erkennen zu geben – was Mitte der fünfziger Jahre, bei der vorherrschenden Kalten Kriegsmentalität in der Bundesrepublik und gerade auch an den Universitäten, die Entscheidung war für eine Minderheit, für eine sehr kleine Minderheit sogar.

Wer sie traf, musste sich die Kraft, den Mut und das Selbstbewusstsein zutrauen, gegen den Strom zu schwimmen. Das Institut mit seinen Direktoren und Mitarbeitern ebenso wie Inhalte seiner Arbeit hatten auf Friedeburg prägenden Einfluss genommen. Anders formuliert: das Institut schloss die Orientierungslücke der Nachkriegsjahre. Und Adorno bot ihm eine, bis zu seinem Tod anhaltende tiefe, stets verlässliche, vielleicht auch väterlich zu besetzende Freundschaft.

Das heißt, für Friedeburg bekamen die Versuche der Vergangenheitsbewältigung nun ein schlüssiges theoretisches Gerüst, das Maßstäbe lieferte für ein wieder gewonnenes Weltverständnis und Wertesystem. Der emphatische Bezug auf eine vernünftiger, gerechtere, humanere Gesellschaft ebenso wie die radikale Kritik an der Unfähigkeit der bestehenden, diese Perspektiven einzulösen, faszinierte Friedeburg – wie uns ja alle. Auch die von Jürgen Habermas für die fünfziger Jahre hervorgehobene Attraktivität des Instituts,

dass es den Erfahrungshorizont von „einer provinziellen Enge“ und einer „naiv-idealistischen Welt“ befreit habe und die deutschen Emigranten gegenüber anderen, durch die NS-Zeit mitbelasteten Hochschullehrern – weil die Emigranten moralisch unversehrt aus dieser Zeit hervorgegangen sind – „etwas intellektuell Rettendes hatten“, spielte sicher bei Friedeburg eine Rolle.

Der Geist der „kritischen Theorie“, so scheint mir, gab ihm neue Koordinaten für sein politisches Fühlen, Denken und Handeln. Meine These ist: Die Treue und lebenslange Verbundenheit Friedeburgs zum Institut ist vor allem aus dieser Ausgangskonstellation zu verstehen.

In diesen ersten Frankfurter Jahren weist sich Friedeburg durch Forschungen in der Industriesoziologie aus. Wichtig ist seine entschiedene Ablehnung einer verengenden „Betriebssoziologie“, die das Unternehmen als geschlossenes Sozialsystem jenseits der Gesamtgesellschaft zu fassen suchte – eine in den fünfziger Jahren von prominenten Namen des Faches vertretene Position.

Für Friedeburg ging es demgegenüber gerade um eine gesellschaftstheoretisch orientierte Industriesoziologie, die das Verhältnis von Kapital und Arbeit historisch konkret zu erfassen, in seiner Bewegungsdynamik und seinen Wirkungen für die Arbeitenden offen zu legen und damit auch Erklärungen für gesamtgesellschaftlichen Wandel im Visier zu halten hat. Es ist Friedeburg und dem damaligen so genannten „Industriesoziologenclub“ um ihn, Burkart Lutz, Theo Pirker und Heinrich Popitz zu danken, dass kritische Industriesoziologie sich bis heute als zentraler Beitrag zur Analyse des Kapitalismus begreift. Zu Recht kann Friedeburg in seinem Vortrag über „Kooperation und Konkurrenz – Industriesoziologische Forschung in der westdeutschen Nachkriegszeit“, den er bei uns in Göttingen 1997 anlässlich meines 60. Geburtstages gehalten hat, darauf verweisen, dass sich der Nukleus dieser Industriesoziologie nach dem Krieg in Frankfurt herausgebildet hat. Friedeburg, zusammen vor allem mit Egon Becker, Manfred Teschner und Friedrich Wetz, später auch Gerhard Brandt, stehen hier für die ersten empirischen Bemühungen, betriebliche Realitäten zu dechiffrieren. Ihre Forschungen trugen damals vor allem dazu bei, den „Wirklichkeitshunger“ (H. P. Bahrdt) der Nachkriegssoziologen zu sättigen.

## 5. Hochschullehrer in Berlin und Frankfurt

Auch das zweite wichtige Forschungsfeld von Friedeburg – die Jugendforschung – startete er noch im Institut durch seine Mitarbeit an „Student und Politik“. Zusammen mit seiner Methodenkompetenz hatte Friedeburg damit ein so attraktives Fachprofil, dass er bereits 1962, das heißt mit 38 Jahren, seinen ersten Ruf als Professor für Soziologie und Direktor des Instituts für Soziologie der Freien Universität Berlin erhielt. Friedeburg war mittlerweile mit Ellen Schölch – damals noch Studentin, später auch journalistisch und schriftstellerisch tätig – verheiratet und Vater des Sohnes Robert. Er folgte dem Ruf und kehrte damit zurück in die Stadt, die er schon in seiner Kindheit besonders schätzen gelernt hatte. In den sechziger Jahren war Berlin, vielleicht etwas ähnlich wie heute, im Umbruch und Aufbruch. Ein prickelndes intellektuelles und politisches Klima kennzeichnete es. Wohl ohne zu übertreiben kann man sagen: Friedeburg mitten drin als „junger Star“.

Eine höchst lebendige, bereits politisierte Universität, in der er schnell auch in den akademischen Senat gewählt wird; ein politischer Senat und Bürgermeister, der sich der Kapazität eines engagierten Soziologen als wissenschaftlichen Berater und Planer zu versichern wusste; viele neue, auch über die Universität hinausweisende Aufgaben; aber eine großzügige personelle Ausstattung seines Lehrstuhls machten es ihm möglich, sie als Herausforderungen anzunehmen. Er führt, zusammen mit Wilhelm Schumm und Peter Hübner, seine Forschungen vor allem über Jugend und Universität weiter. Er festigt damit seine Kontakte zu den Studenten und kann dadurch auch beachtlichen Einfluss nehmen auf den Politisierungsprozess an der FU. Es kann niemanden erstaunen: Friedeburg sieht in den Jahren 1964 bis 1966 in den Aktivitäten der Studenten eine höchst legitime Protestbewegung gegen längst obsolete Universitätsstrukturen, die seinen eigenen hochschulpolitischen Vorstellungen Ausdruck geben bzw. umsetzen, was er selbst mit vorgedacht hat. Sowohl als Moderator und Redner wie auch als Demonstrant nimmt Friedeburg an der Bewegung aktiv teil. Dieses hervorragende Verhältnis zu den Studenten drückt sich auch aus in dem Fackelzug – dem letzten an der FU –, den die Studenten organisieren, als 1966 seine Rückberufung nach Frankfurt anstand.

Zur Berliner Zeit gehört auch, dass er sich wieder auf Militärfragen einlässt – nun aus der Perspektive der Wissenschaft. Damals gab Friedeburg mit

seiner Analyse Hinweise für eine eher zivilgesellschaftliche Interpretation des Militärs. Er schreibt 1966:

„Die Inkompatibilität von militärischer Gewalt und industrieller Gesellschaft (ist) nicht aufzuheben. ... (Aber) Militär und Gesellschaft sind trotz aller Widersprüche aufeinander angewiesen, bis eine vernünftige Einrichtung der Welt es erlaubt, im Zusammenleben ihrer Gruppen auf kollektive Gewalt zu verzichten. Ihre Kontrolle und Begrenzung bezeichnen notwendige Schritte auf diesem Weg. Als Polizeistreitmacht könnte das Militär ihn mitfinden und mitbeschreiten.“ (Zum Verhältnis von Militär und Gesellschaft in der Bundesrepublik, in: Studien zur politischen und gesellschaftlichen Situation der Bundeswehr, Berlin 1966, S. 60)

Ich denke: noch heute, oder besser wieder heute höchst aktuell!

Der „Rück“-Ruf aus Frankfurt bzw. Wiesbaden war für Friedeburg ehrenvoll, löste aber bei ihm und seiner Familie auch zwiespältige Gefühle aus. Nichts sprach *gegen* Berlin. Aber letztlich wollte sich Friedeburg dem Angebot nicht entziehen. Dabei spielte die Freundschaft zu Adorno eine zentrale Rolle. Friedeburg konnte den Aufbau eines separaten soziologischen Seminars in der Myliusstraße heraushandeln. Das und die Übernahme einer Direktorenposition im Institut versprachen für Adorno Arbeitserleichterung vor allem in puncto Lehr- und Prüfungsüberlast. Das Institut sollte sich wieder ganz auf Forschung konzentrieren können.

Die Entscheidung für Frankfurt wurde aber ohne Zweifel auch durch das in den fünfziger Jahren ausgebildete besondere Verhältnis zum Institut und die Perspektive, in engem Zusammenspiel mit Adorno einen neuen Abschnitt der Institutsgeschichte schreiben zu können, bestimmt. Das schwierige und in der Institutsgeschichte nie überzeugend gelöste Verhältnis von Theorie – das würde Adorno betreiben – und Empirie – dafür sah sich Friedeburg zuständig – sollte neu angegangen werden. In Absprache mit Adorno und unterstützt von Institutsmitarbeitern erarbeitete Friedeburg entsprechend diesen Planungen Projektentwürfe insbesondere zur Gewerkschafts- und Industriosozologie, die dann für die nächsten Jahre auch die empirischen Arbeiten des Instituts stark bestimmten. Aber insgesamt kam es doch anders als gedacht.

Die in dieser Zeit nach 1966 gerade in Frankfurt eskalierende Studentenbewegung begann zunehmend, die wissenschaftliche Arbeit des Instituts zu paralisieren bzw. zu verunmöglichen. Die Versuche von Friedeburg, zusammen mit Adorno und Habermas zu vermitteln, isolierte sie unter den professoralen Kollegen. Für alle drei, die dabei oft allein standen gegenüber der übergroßen Mehrheit der Professorenschaft, erforderte die Situation große Zivilcourage und beachtliches Standvermögen. Umso enttäuschender und

verletzender waren dann jene Demonstrationen, in denen oft eigene Studenten unmittelbar gegen sie aktiv wurden.

Es geht hier nicht um das Thema „Studentenbewegung“. Aber es muss doch festgehalten werden: Als Friedeburg 1969 das Angebot bekam, hessischer Kultusminister zu werden, waren die Verhältnisse an der Universität und im Institut so chaotisch, dass die Alternative, nach dem Tod von Adorno sich nun besonders auf das Institut zu konzentrieren, keine realistische Arbeitsperspektive versprach.

## 6. Hessischer Kultusminister

Das Ministerangebot erschien ihm dagegen von vornherein als höchst verlockend. Schließlich hatte er gerade zusammen mit Erhard Denninger, Jürgen Habermas und Rudolf Wiethölter unter dem Eindruck der Studentenrevolte ein neues Hochschulgesetz entworfen und damit Reformvorstellungen für eine demokratische Universitätsverfassung vorgelegt, deren Umsetzung er nun im Ministeramt selbst betreiben konnte. Die Anfrage kam also wie gerufen.

Berührungängste mit der Praxis hat Friedeburg nie gehabt. Es entspricht seinem Verständnis von Soziologie, sich in die praktische Umsetzung wissenschaftlicher Erkenntnisse selbst einzubringen und sich damit an Reformpolitik aktiv zu beteiligen. In der gerade am Institut virulenten Theorie-Praxis-Diskussion geht es ihm nicht gegen, aber doch ein Stück unabhängig vom theoretisch begründeten Praxis-Pessimismus um das Wahrnehmen und Ausschöpfen aller Möglichkeiten, die dann doch zur Verbesserung der konkreten sozialen Bedingungen im Jetzt und Heute beizutragen vermögen. Bildungspolitik schien damals unter besonders günstigen Vorzeichen zu stehen. Die Studenten hatten gezeigt, dass Widerstand gegen obrigkeitstaatliche Verkrustungen erfolgreich sein konnten, und Willy Brandt forderte dazu auf, mehr Demokratie zu wagen.

Dabei galt das Friedeburg'sche Interesse übrigens keineswegs vor allem der Universitätsreform. Seine eigenen Schulerfahrungen hatten ihm vor Augen geführt, dass Klassen- und Statusinteressen im traditionell gegliederten Schulsystem gnadenlos durchgesetzt wurden. Diese frühen Einsichten sensibilisierten ihn für Schulfragen. Für Friedeburg gilt deswegen die Schule als wichtige Schlüsselinstitution für eine Gesellschaftsreform, die soziale Un-

gleichheit und Ungerechtigkeit zu überwinden sucht. Das wollte er im Ministerium versuchen.

Friedeburgs Einstieg in die Politik war zunächst nicht als ein Systemwechsel vom Sektor der Wissenschaft in den der Politik geplant, sondern trug eher Projektcharakter. Auch deswegen erschien es geboten, das Amt des Institutsdirektors beizubehalten. Das heißt, Friedeburg dachte an ein temporäres Engagement, um im Fremdfeld „Politik“ seine Bildungsreformkonzeption auf den Weg zu bringen.

Dies gelang in den ersten zwei Jahren, wie wir wissen, überaus erfolgreich. Schneller als von vielen erwartet hatte Friedeburg sein eigentlich als unregierbar geltendes Ministerium auf seine Reformideen eingestellt und breite Unterstützung der Ministerialbürokratie gefunden. Mit seiner eigenen Reformbegeisterung, seinem unermüdlichen Einsatz und mit einem demokratischen, auf selbständige Mitarbeit setzenden Führungsstil gelang ihm sowohl im Hause wie im politischen Umfeld ein glänzender Politikeinstieg.

Und: Je mehr sich Friedeburg auf das Geschäft der Politik einließ, umso mehr wurde er Politiker. Über die Arbeit als Minister relativierten sich also die Anfangsmotive. Wenn auch immer noch nicht als dauerhaft vorstellbar, wurde der Rollenwechsel aus dem Feld des „Wissenschaftlers“ in das des „Politikers“ praktisch vollzogen. Die politischen Auseinandersetzungen um seine Reforminhalte trugen dazu bei: Es war der Politiker Friedeburg, der in den Augen der Opposition dabei war, das Abendland zu zerstören – und er musste sich als Politiker wehren. Überwog am Anfang also noch Distanz zur neuen Rolle, so bildete sich dann doch eine eigene Politikeridentität aus. Umso schmerzlicher war der nicht mehr vermeidbare Rücktritt 1974. Hinter dem politischen und ideologischen Gegenwind, den der gerade auch in seiner Schulpolitik nicht wankende radikale Aufklärer Friedeburg bekam, kündigten sich alle sozio-ökonomischen Interessengegensätze bereits an, die dann in den nächsten Jahren und Jahrzehnten zum allgemeinen Rollback der Bildungspolitik in Deutschland führten.

## 7. Frankfurter Institut 2: geschäftsführender Direktor

Obwohl sich damals alternative Positionen anboten, entschied sich Friedeburg für die Rückkehr ans Institut als aktiver Direktor. Wichtig allerdings – und das wurde nicht von allen erkannt, vielleicht von Friedeburg auch

nicht hinreichend erläutert – mit einem gegenüber der Vor-Minister-Zeit modifizierten Rollenverständnis. Deutlich wurde zunächst nur: die von einigen befürchtete und von anderen erhoffte Ausrichtung des Instituts auf breit angelegte empirische Bildungsforschung fand nicht statt.

Erst einmal nahm sich Friedeburg, vom politischen Kampf erschöpft, eine Auszeit. Das kannte man von ihm nicht. Er fuhr seinen in der Zwischenzeit geborenen zweiten Sohn Christoph spazieren – auch ein wenig ein Versuch zu familiärer Wiedergutmachung. Als Friedeburg dann wieder voll in die Arbeit einstieg, setzte er sich zwei Schwerpunkte:

1. Er wollte so gut wie möglich die Rahmenbedingungen des Instituts absichern und damit die Weiterführung der laufenden Forschung ermöglichen. Er strebte bewusst nicht an, inhaltlich bestimmend selbst Einfluss auf die Forschung in den Projekten zu nehmen.

Dieser Teil der Rollenbestimmung hieß übrigens keineswegs nur internes Geschäft und politisch-administrative Kontakte zu Stadt und Land. Wir von außen waren uns immer bewusst, welche große Bedeutung für die *scientific community* die forschungspolitischen Aktivitäten Friedeburgs hatten und haben – für das eigene, aber eben auch für unsere Institute. Allein seine fast zehn Jahre ausgeübte Arbeit als Fachgutachter und Fachausschussvorsitzender bei der DFG haben für das Gewicht gerade der kritischen sozialwissenschaftlichen Forschung in der Förderung einen ganz wichtigen Beitrag geleistet. Und dasselbe gilt für viele andere seiner Aktivitäten dieser Zeit sowohl in einschlägigen Gremien der Ministerien wie, als „graue Eminenz“, für die Wissenschafts- und Bildungspolitik fortschrittlicher Ansätze.

2. Friedeburg gewichtete seine eigenen Forschungsinteressen und Arbeiten neu. Bildungsforschung schon, aber eben nicht mehr im Sinne selbst betriebener empirischer Bestandsaufnahmen. Er sah zumindest für sich vor dem Hintergrund seiner Ministererfahrungen hier keine relevanten Erkenntnisdefizite. Ihn interessierte, durch ein historisch gerichtetes Analyseprogramm die Geschichte und gesellschaftlichen Widerstände der Bildungsreform in Deutschland aufzuarbeiten. Das lag für ihn deswegen so nahe, weil es ihm helfen sollte, seine politischen Schwierigkeiten bei der Durchsetzung seiner Reformvorstellungen besser zu verstehen. Ihm war bewusst geworden, dass eine Hauptschwäche seiner Politik darin gelegen hatte, die ökonomisch-sozial sich begründenden und politisch umgesetzten Widerstände gegen seine Reformansätze nicht hinreichend antizipiert zu haben. Die damalige „Bildungseuphorie“ habe ihn zu „blauäugigen“ Fehleinschätzungen

verleitet, sagt er heute. In den Kategorien von Max Weber kann man Friedeburgs Selbstkritik wohl dahingehend zusammenfassen: an „Leidenschaft“ wurde von ihm in die Politik zu viel, an „Augenmaß“ zu wenig eingebracht. Durch seine eigene Forschung wollte sich Friedeburg deswegen wenigstens im Nachhinein die Schwierigkeiten erklärbar machen und damit einen Beitrag leisten zu den Fragen: woran scheitert der Versuch, eine größere Bildungsgerechtigkeit durch Bildungspolitik zu erreichen, oder – wie könnte sie doch durchgesetzt werden?

Es bleibt hier anzumerken, dass in wohl realistischer Einschätzung des zu erwartenden Arbeitsaufwandes Friedeburg auf den Wiedereinstieg als vollamtlicher Hochschullehrer verzichtet. Für den Kontakt zur Universität und zu den Studenten reichte ihm die Honorarprofessur.

Als Außenbeobachter scheint mir: Diese gegenüber der Direktoriatsphase zwischen 1966 und 1969 neue Rollendefinition war im Institut weder transparent noch konsensual vermittelt. Allerdings kann ich in diesem Zusammenhang nur feststellen: Keines unserer Sozialwissenschaftlichen Institute überstand die Zeit nach der Studentenrevolte ohne Blessuren. Der radikale Autonomie- und Egalitätsanspruch der Mitarbeiter war allzu leicht in Gefahr, die Forschungsbedingungen und Handlungsrestriktionen aus dem Auge zu verlieren, unter denen die Institute arbeiten.

Die Frankfurter Situation war durch den Tod Adornos und die längere Abwesenheit von Friedeburg – so sehe ich es jedenfalls – erschwert durch widersprüchliche Anforderungen. Einerseits wurde von Friedeburg erwartet, Adorno zu ersetzen und ein integrierendes, die Ansätze der kritischen Theorie weiterführendes Konzept vorzulegen. Er hat sich gegen eine solche von ihm geforderte Übervater-Rolle immer gewehrt. Andererseits sollte er gleichzeitig die neu gewonnene Autonomie der einzelnen Forscher auch keinesfalls gefährden. Geschäftsführungsarbeit oberhalb der inhaltlichen Intervention in die Projektarbeiten, die freilich nicht immer aus Gründen der Institutsräson auf disziplinierende Eingriffe verzichten konnte, und Eigenforschung, die quer zum *mainstream* der übrigen Projekte lag, ließ an ihm gestellte Erwartungen unerfüllt erscheinen. Es verwundert nicht, dass in dieser Zeit, in der Sprache der damals betriebenen Frankfurter Gewerkschaftsstudie, eine eher „konfliktorische“ denn „kooperative“ Beziehung zwischen dem geschäftsführenden Direktor und einem Teil der Mitarbeiter sich einspielte.

Es ist hier nicht die Stelle, diese Auseinandersetzungen aufzuarbeiten. Aber meine Einschätzung will ich doch nicht verschweigen. Mir selbst erscheint die „Einzel“-Arbeit von Friedeburg über die Bildungsreform als das gewichtigste Werk der Nach-Adorno-Ära des Instituts. Ich halte das Ergebnis der zehnjährigen, stark historisch orientierten Untersuchung der Bildungspolitik, die im Detail die ungelösten Interessenwidersprüche von Bildungsreform und -politik aufdeckt, für eine in der besten Tradition dieses Instituts stehende Arbeit: ganz im Sinne der kritischen Theorie führt sie historische und Gegenwarts-, Struktur- und Wirkungsanalyse zusammen. In breitem, materialem Zugriff werden die Widersprüche zwischen einer kapitalistisch organisierten Gesellschaft mit ihren je spezifischen Klassen-, Schicht- und Standesinteressen und einem dem Anspruch der Aufklärung verpflichteten Politikansatz zum Abbau von Ungleichheit und Ungerechtigkeit (am Beispiel des Bildungswesens) überzeugend entwickelt. Das weitgehende Scheitern der Bildungsreform der siebziger Jahre wird nachvollziehbar. In den Worten Friedeburgs:

„Die europäische Aufklärung begründete Bildung als Menschenrecht und verpflichtete sie auf die Emanzipation des Individuums, die Entfaltung seiner Lernbereitschaft, seiner Fähigkeit zur Vernunft, zu Gefühl und Mitmenschlichkeit, zu Selbstbestimmung und Solidarität. Damit ist ein anderer Bildungsbegriff gemeint, als eine Gesellschaftsorganisation ihn zulässt, in der Bildung als Medium fungiert wie Geld und Macht, als kulturelles Kapital neben dem ökonomischen und dem sozialen. Weithin sind Eingliederung und Anpassung gesellschaftliche Funktionen von Schul- und Berufsausbildung. Entgegen ihrem Selbstverständnis leisten sie ihren Beitrag, gesellschaftliche Ungleichheit zu erhalten. Dieser Widerspruch bestimmt die Geschichte der Bildungsreform.“ (Bildungsreform in Deutschland, Geschichte und gesellschaftlicher Widerspruch, Frankfurt am Main 1989, S. 13)

Bildungspolitik wird als Klassenpolitik erkennbar. Jeder, der heute in die neu aufkommende Bildungsreformdebatte eingreift, hat den Vorteil, dass durch Friedeburgs Analyse jetzt jene theoretische Vorbereitung geleistet ist, die ihm selbst damals fehlte.

Die letzte Phase von Friedeburgs Arbeit im Institut steht unter dem Vorzeichen, alles zu tun, um die Existenz des Instituts abzusichern. Das wurde häufig als reine Pflichterfüllung im Sinne eines Bewahrens und Verwaltens des Adorno-Nachlasses missverstanden. Es war immer auch mehr. Es ging Friedeburg um den Erhalt jener Institution, die mit ihrem aufklärerischen Wissenschaftsanspruch und mit ihrer Emigrationsgeschichte nach wie vor in Deutschland einen Eckstein darstellt. Ihn losreißen oder zerbröckeln zu lassen konnte Friedeburg nicht akzeptieren – gerade vor dem Hintergrund der Bedeutung, die dieses Institut für seine eigene Entwicklung hatte. Sehr per-

sönlich kann man auch, wie Ellen von Friedeburg, formulieren: Er wollte mit diesem Engagement für das Institut auch sein eigenes „Zuhause“ erhalten.

Freilich war Friedeburg wie vielen Außenstehenden auch seit langem bewusst, dass ohne eine überzeugende Arbeitsperspektive eine Nach-Adorno-Ära nicht beliebig verlängert werden könnte, wollte sie nicht in musealer Denkmalspflege oder gar mit einer Beschädigung der Ansprüche enden. Deswegen stand für Friedeburg in den letzten Jahren die Frage im Vordergrund, wie eine institutionelle, inhaltliche und personelle Konzeption des Instituts aussehen könnte, die gleichermaßen dessen gesellschaftskritische Intentionen und Standards bewahrt und mit neuen Forschungsansätzen einlöst. Die Suche nach diesem Neubeginn war, wie wir alle wissen, schwer und nicht frei von Konflikten und auch menschlichen Verletzungen. Ich denke, das ist Vergangenheit. Mit Axel Honneth und Sighard Neckel als wichtigsten neuen Verantwortungsträgern ist in meinen Augen eine sehr überzeugende Lösung gefunden worden. Dem Start einer neuen Phase des Frankfurter Instituts steht nun nichts mehr im Wege. Ich wünsche dazu allen Erfolg.

Zum Schluss noch eine persönliche Nachbemerkung und ein Wunsch. Als ich diese Rede vorbereitet habe, ging es mir darum, Friedeburg, seinen Lebensweg und sein besonderes Verhältnis zum Institut zu verstehen. Wenn ich mir das Resultat ansehe, muss ich selbstkritisch feststellen: In letztlich immer auch kontingente Abläufe einer Biografie habe ich vielleicht allzu viel Stringenz hineingedeutet. Wir kennen das ja aus der Industriesoziologie: Rationalisierungsprozesse werden manchmal erst durch unsere Analysen rational. Also bleibt zu betonen: Natürlich hätte sich Friedeburg auch an vielen Weichenstellungen seines Lebens ganz anders verhalten können.

Nun noch ein letztes Wort an Sie, lieber Herr von Friedeburg. Sie legen jetzt die Verantwortung für das Institut in andere Hände. Man wird Sie weiter als Ratgeber und Unterstützer brauchen – aber allzu viel Arbeit muss das für Sie nicht mehr bringen.

Nun könnte ich sagen: Also genießen Sie jetzt das Leben mit seinen schönen Seiten jenseits von Verpflichtung und Arbeit. Ich denke, das ist ein Wunsch, der bei Ihnen nicht verfangen kann. Wie sagten Sie bei meiner Verabschiedung als geschäftsführender Direktor des SOFI? Nun werden Sie aber bitte, Herr Schumann, ein aktiver Präsident! *Diesen* Ratschlag gebe ich Ihnen aber nicht.

Ich hatte eingangs davon gesprochen, dass mir Ihre Biografie exemplarisch für eine ganze Generation erscheint. Sie haben in dem von mir zitierten Vortrag Ihre Schwierigkeiten mit der Aufarbeitung Ihrer Vergangenheit offen angesprochen. Sie sagten dort auch: „Ohne die Hilfe anderer ist es sehr schwer, der Wahrheit standzuhalten. Mehr als alle anderen hat mir dabei meine Frau geholfen.“

Diese Worte haben mir auch den Mut gegeben, bei der Würdigung Ihres Lebens Ihre NS-Vergangenheit nicht mehr auszuklammern. Vielleicht wollte ich Ihnen aber vor allem vor Augen führen: Ihre Autobiografie wäre ein außerordentlich wichtiger Beitrag zur Aufarbeitung der NS-Vergangenheit und damit zur Festigung der Demokratie in Deutschland. Ist es nicht ein Recht der nachfolgenden Generationen, solche Lebenserfahrungen authentisch vermittelt und begreifbar gemacht zu bekommen? Ist von Ihnen diese eine Aufklärungsleistung noch zu erbringen? Ich wünschte, Sie fänden dazu die Kraft.

Das Institut wird Ihnen sicher alle Unterstützung geben – wir anderen auch und Ellen sowieso.

Prof. Dr. Michael Schumann  
Soziologisches Forschungsinstitut, Göttingen